

Ein gefährliches Geheimnis.

Frei nach dem Englischen. Von M. Walter.

(Fortsetzung.)

Während nun Rumbold davoneilte, nahm York aus einer Schublade einen kleinen Spiegel, prüfte aufmerksam sein Gesicht und trank dann aus einer Flasche einige Schlücke starken Liqueurs. „Guten Morgen, Fockstone!" sagte er zu dem eintretenden Buchhalter. „Ich habe hier eine wichtige Arbeit, die ich Herrn Danby übertragen möchte. Wie ich höre, ist er aber noch nicht gekommen und doch ist er sonst sehr pünktlich, nicht wahr?"

„Sehr pünktlich," nickte Fockstone. „Ich kann es gar nicht begreifen — er muß krank sein. Wenn es noch Smoll wäre, dann ließe es sich noch eher erklären," unterbrach ihn der Geschäftsführer mit halbem Lächeln. „Der nimmt's nicht so genau, Danby hingegen ist sehr gewissenhaft."

„Er muß krank sein," wiederholte Fockstone nochmals.

„Hoffentlich nicht," meinte York. „Ich kenne ihn ja als einen soliden Menschen, aber am Ende ist er doch auch sterblich wie wir anderen, und da gestern Sonntag war, hat er sich mit seinen Freunden ein wenig zu lange amüsiert und hat die Zeit verschlafen. Wollen Sie gefälligst die jungen Leute fragen, ob er mit einem von ihnen gewesen?"

Der Buchhalter entledigte sich dieses Auftrages, kehrte aber unverrichteter Sache zurück; niemand hatte Danby seit Samstag abend gesehen.

„Nun, dann läßt sich vorläufig nichts machen," sagte York, scheinbar ein wenig verstimmt. — „Sollte er jedoch bis Mittag nicht kommen, so schicken Sie wohl in seine Wohnung, um nachzufragen, ob er krank ist."

„Es thäte mir sehr leid," meinte Fockstone, „denn er arbeitet gut und ist bei allen beliebt."

„Ich könnte ihn heute gerade gebrauchen," fiel York ein, „er versteht die französische Sprache am besten von allen Angestellten, deshalb wollte ich ihn während meiner Abwesenheit mit der Erledigung der Angelegenheit von Meerville in Brüssel betrauen."

„Haben Sie die Absicht, zu verreisen?" fragte Fockstone erstaunt.

„Nur für einen oder zwei Tage," warf York leicht hin. „Ich habe erfahren, daß an der Pariser Börse etwas vorgeht, und da ist es doch besser, ich sehe selbst nach. Wenn Danby wirklich krank sein sollte, muß die Brüsseler Angelegenheit ruhen, bis ich zurückkehre."

Die jungen Leute saßen nach beendetem Frühstück bereits alle wieder an der Arbeit, als Rumbold, dem das Amt des Kaminheizens oblag, sich behutsam bis zu Smolls Pult vorschob und dem jungen Mann zuraunte: „'s wird hier bald ein Stuhl frei werden, Herr Smoll!"

„Was meinen Sie damit?" fragte der kleine Kommis aufhorchend.

„Was ich meine? Nicht mehr, als ich sage! Der Direktor hat einen Boten in Danbys Wohnung geschickt, um zu fragen, ob er krank sei und —"

„Nun und?" fiel Smoll lachend ein. „Was kam heraus? Ein Montagskatzenjammer!"

„O, wenn's weiter nichts wäre!" meinte der Portier mit wichtiger Miene. „Aber was sagen Sie dazu? Er ist gestern nachmittag fortgegangen, ohne zu hinterlassen, wohin, und ist die ganze Nacht weggeblieben. Niemand hat mehr etwas von ihm gehört."

„Hm, das klingt sehr bedenklich!" erwiderte Smoll kopfschüttelnd. — „Die ganze Nacht weggeblieben und immer noch nicht zurück? Ei, ei! Was sagte denn Herr York dazu?"

„Was er sagte? Nun, er schüttelte auch den Kopf und sah sehr unzufrieden aus."

„Das kann ich mir denken!" nickte Smoll. „Es ist aber auch unerhört, so vom Pfade der Tugend abzuweichen. Ueberdies war Danby, im Gegensatz zu mir, ein sehr brauchbares Mitglied unserer Bank."

„Das ist es ja, weshalb es Herrn York so gar ungelegen kommt," versetzte Rumbold. „Er hat Danby gerade heute recht nötig, um eine wichtige Korrespondenz zu erledigen."

Gegen sieben Uhr — die Bank war längst geschlossen — bestellte sich York



Der Marktplatz in Düsseldorf. (Mit Text.)

einen Wagen, und als der Portier mit demselben zurückkehrte, fand er den Direktor im Hausflur wartend. Rumbold wollte ihm die Reisetasche tragen, York wehrte ihn aber ab. „Lassen Sie nur,“ sagte er, „ich kann das selbst thun. Kennen Sie Danbys Adresse? Dann sagen Sie dem Kutscher, dorthin zu fahren — ich möchte selbst nachsehen, was mit dem jungen Mann passiert ist.“

Nachdem er in Danbys Wohnung erfahren, daß derselbe noch nicht zurückgekehrt war, worüber er lebhaftes Bedauern kundgab, fuhr er zur Bahn und löste sich ein Billet nach Paris. Nur zwei Dinge waren während der Fahrt an ihm auffällig: er trennte sich keinen Augenblick von seiner Reisetasche und, als er den französischen Boden betrat und um seinen Namen gefragt wurde, nannte er sich ohne Zögern Stilton. Hätte man ihm seinen Paß abverlangt, so würde man darin denselben Namen gefunden haben.

8. Vater und Tochter.

Während der jüngere und unerschrockenere der beiden Verbrecher sich nach seiner entsetzlichen That eines ruhigen Schlafes erfreute, saß der andere, eine Beute quälendster Gedanken, am Lager seiner Tochter. So oft er auch die Augen zu schließen versuchte — immer wieder fuhr er verstört in die Höhe. Wenn er dann horchend um sich schaute, war alles still; selbst Annie lag regungslos in tiefem Schlummer. Aber er konnte das Grauen nicht loswerden, das ihn seit dem Anblick der furchtbaren Mordscene erfaßt hatte und ihm auch jetzt noch den kalten Angstschweiß auf die Stirne trieb.

Erst gegen Morgen verwandelte sich seine Erregung in völlige Abspannung; er verfiel in einen unruhigen Halbschlaf, aus den ihn erst der schrille Ton der Hausglocke aufschreckte. Er fuhr jäh in die Höhe, aber der Gedanke, Danby sei bereits vermißt und die Polizei nach ihm ausgesandt worden, lähmte ihn so sehr, daß er einiger Minuten bedurfte, ehe er die Treppe hinabzugehen und die Thüre zu öffnen vermochte. Zu seiner Erleichterung war es nur die Magd, die ihm meldete, daß ihre Mutter erst gegen Mittag kommen könne, um die Pflege des kranken Fräuleins zu übernehmen. Diese Botschaft kam ihm sehr erwünscht, denn so gewann er Zeit, mit Annie zu reden, ehe ein Fremder das Haus betrat. „Ich will wissen, wie viel Annie gesehen hat und was sie zu thun beabsichtigt. York muß einen starken Schlaftrunk gebracht haben, denn sie rührt sich noch nicht — ich werde sie wohl gewaltsam aufwecken müssen.“

Er kehrte in das Zimmer seiner Tochter zurück und, an ihr Lager tretend, bemerkte er, daß sie langsam die Augen öffnete. Sie machte keine Bewegung, sie zuckte mit keiner Wimper, als er sich zu ihr beugte, nur eine feine Röte stieg in ihre Wangen, verschwand aber gleich wieder und ließ sie doppelt bleich erscheinen.

„Endlich wach, Annie?“ redete ihr Vater sie an. „Du hast lange geschlafen — wie fühlst Du Dich jetzt?“

„O, ganz gut!“ erwiderte sie, den Kopf ein wenig erhebend. „Habe ich wirklich so lange geschlafen?“

„Ja — viele Stunden, aber Du bedurftest der Ruhe, denn Du warst krank. Besinnst Du Dich?“

„Nein,“ entgegnete sie ruhig, „das nicht, aber das andere, das geschehen ist — dessen erinnere ich mich ganz genau.“

Vergebens bemühte sich der Kapitän, die Furcht zu verbergen, die diese Worte in ihm erweckten und auch der scherzhafte Ton, den er anzuschlagen versuchte, gelang ihm nur schlecht.

„Ich weiß nicht, was geschehen sein sollte, Annie! Du warst wirklich sehr krank und bist wohl noch unter dem Einfluß des Fiebers.“

Sie richtete sich halb auf und ihn mit einem sonderbar ernsten Blick anschauend, sagte sie mit leiser, klangloser Stimme: „War es wirklich nur ein Fiebertraum, daß ich, am Fenster stehend, sah, wie Herr York in Deiner Gegenwart dem armen Walter Danby den Dolch ins Herz stieß. Vor meinen Augen wurde die feige, schändliche That begangen. Was dann geschehen und wie viele Stunden vergangen, seit mir die Sinne schwanden, weiß ich nicht, aber daß ich den Mord gesehen, kann ich beschwören und ich danke Gott, daß ich lebe, um ihn zu rächen.“

„Still, still!“ unterbrach Stilton sie warnend. „Um des Himmels willen, schweige darüber!“

„Du rufst den Himmel an,“ entgegnete Annie vorwurfsvoll, „und thatest doch nichts, das Verbrechen zu verhindern.“

„Was konnte ich thun?“ suchte er sich zu entschuldigen, besann sich jedoch rasch und sagte leichthin: „Ich weiß wirklich nicht, was Du sprichst, Annie — Du phantasierst noch!“

Das Mädchen streckte beschwörend die Hände aus. „Vater, warum willst Du mich täuschen? Die Ueberzeugung von dem, was ich gesehen, kannst Du mir doch nicht rauben. Und es bricht mir das Herz, wenn ich daran denke, daß Du dem Wehrlosen nicht zu Hilfe kamst.“

„Ich hätte es sicher gethan, Annie,“ murmelte der Kapitän zu Boden schauend, „aber es geschah so rasch, daß ich es nicht voraussehen konnte.“

„Ich will es Dir glauben,“ erwiderte Annie ernst; „doch um so mehr ist es Deine Pflicht, mit mir gemeinsam den Mörder anzuzeigen.“

„Was?“ fuhr Stilton entsetzt zurück. „Du wirst das doch nicht thun wollen?“

Sie sah ihn mit großen, erstaunten Augen an. „Nicht thun wollen? Glaubst Du, Vater, ich könnte weiterleben mit dem Bewußtsein, daß der Mann, der Walter Danby mordete, unbestraft bleiben werde? Wir waren so wenig zusammen, daß Du meinen Charakter nicht kennst, Du hieltest mich wahrscheinlich für ein stilles, unbedeutendes Wesen, aber Du irrst Dich.“

Stilton schob schweigend einen Sessel näher, auf den er sich niederließ. „Hast Du auch überlegt, welche Folgen Dein Vorgehen haben würde, Annie?“ fragte er nach einer Pause.

„O ja!“ erwiderte das Mädchen mit erregter Stimme. „York würde mich zu töten versuchen, wie er es mit Walter Danby gethan hat. Doch dann wenigstens,“ fügte sie bitter hinzu, „würdest Du wohl dazwischentreten. Ich fürchte mich aber nicht vor ihm und, wenn er jetzt hier stände, würde ich ihm dasselbe sagen, was ich Dir gesagt habe.“

„Du wirst ihn niemals wiedersehen.“

„O doch, im Gerichtssaal vor den Richtern und mein Zeugnis wird ihn an den Galgen bringen.“

„Deinen Vater aber auch!“ unterbrach er sie scharf und den Blick fest auf sie richtend. „Bedenke das wohl, Annie!“

„Dich, Vater?“ rief das Mädchen erschreckt. „Du hast doch keinen Anteil an dem Verbrechen, und daß Du es nicht verhindern konntest, war nicht Deine Schuld.“

„Das Gericht macht trotzdem keinen Unterschied,“ erklärte der Kapitän. „Man würde mich ebensogut verurteilen und deshalb bedenke wohl, was Du thust.“

„Wenn ich aber beschwöre, daß Du unschuldig bist, daß er allein es gethan —“

„Höre, Annie,“ fiel Stilton barsch ein, „es ist jetzt genug der Worte. Sie führen zu nichts und meine Zeit ist kostbar. Ich habe Dir etwas mitzuteilen, was Du früher oder später doch wissen mußt; es ist aber doch besser, Du erfährst es durch mich, als durch andere.

„Daß ich Dich von mir fernhielt, Annie,“ fuhr er etwas ruhiger fort, „hatte seine besonderen Gründe. Mein Leben war ein zu unstetes, ruheloses — ich durfte Dich nicht hinein verwickeln. Vieles, was ich gethan, muß das Tageslicht scheuen und dieser York ist der böse Dämon, der mich auf die Bahn des Verbrechens getrieben — ich stehe ganz in seiner Gewalt.“

Mit einem verständnisvollen Blick starrte Annie auf den Vater, dessen Worte ihr so Schreckliches enthüllten.

„Es kann nicht sein!“ stöhnte sie leise. „Sage, daß es nicht so ist. Schone mich!“

„Was ich Dir sage, geschieht, damit Du mich schonst. Du wußtest bisher nichts von meinem Leben, aber ich sehe ein, daß Du es jetzt wissen mußt. So höre denn: Als ich noch bei der Armee war, wurde in meinem Regimente viel gespielt. Ich war einer der eifrigsten und hatte stets besonderes Glück. Das machte die übrigen zuletzt stutzig; man schöpfte Verdacht, daß es nicht mit rechten Dingen zuginge, und ich sah mich gezwungen, meinen Abschied zu nehmen. Damals lebte Deine Mutter noch; ich hatte ihr nichts von meinem Thun gesagt, aber sie erfuhr es doch, daß man mich als einen Schwindler und Falschspieler bezeichnete. Sie litt schwer darunter und bot alles auf, mich wieder auf den rechten Weg zu bringen. Vielleicht wäre es ihr auch gelungen, denn ich war noch jung und hatte sie gern, aber als ich sah, wie sich alle von mir abwendeten und jeden Verkehr mit mir abbrachen, wurde ich erbittert. So lange Deine Mutter lebte, hielt ich mich ruhig; nach ihrem Tode jedoch begann ich ein ungeregeltes Leben zu führen. Ich wurde Mitbesitzer einer Spielhölle in Paris und machte der Polizei viel zu schaffen, der es aber nicht gelang, mich ins Netz zu locken. Um jene Zeit trat ich in Beziehungen zu York, dessen Ueberlegenheit ich bald anerkennen mußte. Trotzdem ich älter war, gewann er unumschränkte Macht über mich, ich wurde ein gefügiges Werkzeug in seinen Händen und unterwarf mich vollständig seinem Willen. Auf sein Geheiß mietete ich dies abgelegene Haus und er war es auch, der Deine baldige Entfernung von hier verlangte, damit er von Deiner Seite keine Störung seiner Pläne zu befürchten habe.“

„Würde es Dir nicht möglich sein, diese Fesseln zu brechen?“ warf Annie ein, die die Erzählung ihres Vaters mit sichtlicher Seelenqual angehört hatte.

Der Kapitän schüttelte den Kopf. „Ganz unmöglich, Kind — und jetzt weniger denn je! Schon vor Jahren wünschte ich es selbst, aber es gelang mir nicht. Ich bin an diesen Mann gekettet, sein Fall ist auch der meine. Und nun Du dies weißt, Annie, wirst Du noch darauf bestehen wollen, ihn als Mörder anzuklagen?“

Das Mädchen antwortete nicht gleich; es rang heftig mit sich selbst — einen schweren, harten Kampf, in dem das kindliche Gefühl

zuletzt doch die Oberhand behielt, denn sie sagte, wenn auch mit gebrochener Stimme und sichtlicher Ueberwindung: „Nein, ich bestehe nicht mehr darauf; nach dem, was Du mir gesagt, muß ich auf meine Rache verzichten. Soweit es mich betrifft, ist jener Elende sicher."

„Du bist wirklich ein vernünftiges Mädchen, Annie!" entgegnete ihr Vater, erleichtert aufatmend. Er legte wie liebkosend seine Hand auf die ihrige, aber sie entzog sie ihm mit geheimer Scheu.

„Rühre mich nicht an!" stieß sie zitternd hervor, „doch nein, so meinte ich es nicht, ich bin so schwach und was Du mir gesagt, hat mich so sehr erschüttert. Ahnen that ich es ja wohl, daß nicht alles gut um Dich stand — aber daß es so schlimm sei, das dachte ich nicht!"

„Ich hätte es Dir ja gern verschwiegen," versicherte Stilton, „und Du würdest es vielleicht niemals erfahren haben, wenn mich Deine Absichten gegen York nicht zum Reden gezwungen hätten. Meine Interessen sind derartig mit den seinen verbunden, daß alles, was ihn trifft, auch auf mich zurückfällt. Ich begreife Deinen Abscheu über das, was er gethan — denn auch mich hat es entsetzt und bei Gott! wenn es möglich gewesen wäre, hätte ich es verhindert. Doch nun ist es einmal geschehen und es bleibt uns nichts übrig, als die Sache zu ordnen, so gut es geht."

„Ich will alles thun, was Du verlangst," sagte Annie seufzend, „nur eins mußt Du für mich thun: halte jenen Menschen von mir fern!"

„Du wirst ihn nicht wiedersehen, Annie!" erwiderte Stilton in beruhigendem Tone. „Er ist für längere Zeit verreist und wird sich hier nicht so bald zeigen. Was ich nun von Dir verlange, ist leicht zu erfüllen. Du mußt Dich für einige Tage krank stellen, damit der Arzt und die Frau, die Dich pflegen soll, keinen Verdacht schöpfen. Du verstehst mich?"

„Vollkommen! Mein zukünftiges Leben wird ja doch nur eine beständige Täuschung sein — es liegt also wenig daran, ob ich früher oder später beginne."

Der Kapitän empfand die Bitterkeit, die aus ihren Worten sprach und zum erstenmal regte sich eine gewisse Reue in ihm, daß er durch eigne Schuld den Seelenfrieden seines Kindes gestört hatte. Die inneren Qualen, die Annie ausstand, die Selbstüberwindung, mit der sie sich in seine Wünsche gefügt, hatten sein sonst so gleichgültiges Herz ergriffen; er wollte ihr gern ein freundliches, dankendes Wort sagen, ihr zeigen, daß er ihren Edelsinn empfände, das Opfer anerkenne, das sie ihm brachte, doch ehe er sprechen konnte, ertönte die Klingel. Er eilte hastig hinunter, um zu öffnen — es war die Mutter der Magd, eine ältere, gutmütig aussehende Frau, die gekommen war, Annies Pflege zu übernehmen. Von ihr hatte Stilton nichts zu befürchten; still und gewissenhaft sorgte sie um das junge Mädchen, dessen erschreckend bleiches, leidendes Aussehen ihr die größte Teilnahme einzuflößen schien.

Bald darauf erschien der Arzt, Doktor Blott, in seinem grünen Wägelchen mit dem mageren, weißen Pferd davor. Er war ein behäbiger, kleiner Mann, der sich viel auf sein Wissen einbildete und besonders in der Diagnose Unfehlbares zu leisten glaubte. Mit wichtiger Miene untersuchte er Annies Zustand, erklärte, sie habe das Fieber, müsse sich sehr ruhig halten und alle seine Verordnungen befolgen, dann werde die Krankheit einen normalen Verlauf nehmen.

Stilton freute sich, wie leicht der gute Doktor zu täuschen war, und zum Schein bat er ihn, am folgenden Tag wiederzukommen.

Fast den ganzen Tag verbrachte der Kapitän in den unteren Räumen, wo er einen Stoß Papiere durchsah und zum größten Teil vernichtete. Am Abend begab er sich zu seiner Tochter, schickte die Wärterin in ein anderes Zimmer, damit sie sich ein paar Stunden ausruhe und setzte sich neben Annie.

„Du hast Deine Sache sehr gut gemacht," sagte er zu ihr, „aber morgen mußt Du Dich noch kränker stellen, da wir die Täuschung unbedingt noch einige Tage aufrecht erhalten müssen."

„Ich werde gehorchen," erwiderte das Mädchen in unterwürfigem Ton, „obgleich es mir furchtbar schwer fällt. Ach, Du weißt nicht, wie entsetzlich ich leide! Alles, was ich gesehen, alles, was Du mir gesagt, und alles, was ich für die Zukunft fürchte, zerwühlt mir das Gehirn! Mir ist manchen Augenblick, als könnte ich die Last nicht länger tragen, als müßte ich wahnsinnig werden. Vater!" — sie richtete die großen, braunen Augen mit einem verzweifelten Blick auf ihn, „willst Du mir nicht helfen in meiner Not! Bedenke, was ich tragen muß und sei barmherzig gegen mich!"

„Still, Annie, nicht so laut!" unterbrach Stilton sie ängstlich. „Diese alten Weiber haben manchmal ein so scharfes Gehör. Ich möchte Dir ja gern helfen, doch ich weiß nicht wie."

„Bringe mich von hier fort!" bat sie eindringlich. „Laß uns zusammen an einen fernen Ort gehen, wo jener Elende uns nicht erreichen kann, wo wir ein neues Leben beginnen können. Willst Du das mir zu liebe thun?"

Der Kapitän sah ein paar Minuten nachdenklich vor sich hin. „Ich muß das erst reiflich überlegen," meinte er endlich, „aber ich glaube, es ist kein Grund vorhanden, hier zu bleiben. Es wäre mir selbst lieb, von York loszukommen."

„Du wirst also meine Bitte erfüllen?"

„Ich werde sehen, was sich thun läßt. Doch nun versuche zu schlafen, Kind, Du hast einen schweren Tag gehabt."

„Ganz unmöglich!" murmelte Stilton vor sich hin, als er eine Viertelstunde später das Zimmer verließ, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Annie eingeschlafen war. „Ganz unmöglich, von hier fortzugehen! Wenn Danby vermißt worden ist und seine Spur hieherführt, so kann ich den Verdacht nur dadurch entkräften, daß ich ruhig in meinem Hause bleibe."

9. Eine unerhörte Forderung.

In den folgenden zwei Tagen blieb der kleine Haushalt in Larfield vollkommen ungestört; das einzige Ereignis war, daß Annies angebliche Krankheit sich in eine wirkliche verwandelt hatte. Die furchtbare Seelenqual, die sie erduldet, war nicht ohne Einwirkung auf ihren Körper geblieben — sie hatte ausgesprochenes Fieber. Der Kapitän befand sich in beständiger Aufregung, weil er fürchtete, seine Tochter könne im Delirium Dinge sagen, die kein fremdes Ohr vernehmen dürfte; zum Glück jedoch verhielt sich Annie vollkommen ruhig, so daß weder der Arzt noch die Wärterin die wahre Ursache ihrer Krankheit ahnten.

Trotzdem wurde Stilton von innerer Unruhe verzehrt, denn in seiner Abgeschlossenheit von der Außenwelt erfuhr er nichts über den Fall Danbys und ebensowenig, welche Schritte York gethan hatte. Endlich am dritten Morgen erhielt er einen durchaus geschäftsmäßigen Brief von der Hand Yorks.

„Geehrter Herr," — so lautete der Inhalt — „bei meiner Rückkehr von Paris, wohin ich mich im Interesse der Bank begeben mußte, entdeckte ich, daß einer unserer Buchhalter, Walter Danby, der bereits am Tage meiner Abreise fehlte, bis zur Stunde nicht zurückgekommen war. Da bei dem soliden Charakter des jungen Mannes eine leichtsinnige Versäumnis ausgeschlossen ist, so beunruhigt mich sein langes Fernbleiben. Wenn ich nicht irre, sind Sie mit ihm bekannt und könnten uns deshalb in unseren Nachforschungen vielleicht behilflich sein. Es wäre mir daher sehr angenehm, Sie nächsten Freitag zwischen zehn und zwölf bei mir zu sehen.

Ihr ergebener G. York."

Mit einem Seufzer der Erleichterung faltete Stilton das Blatt zusammen. „Gottlob!" murmelte er, „alles scheint gut zu stehen! Was für ein geriebener Bursche dieser York ist! Schreibt mir da einen ganz nichtssagenden, geschäftsmäßig klingenden Brief, den jedermann lesen darf und doch kann ich alles daraus ersehen, was ich wissen möchte. Er weiß so gut wie ich, daß ich diesen Ort jetzt unter keinen Umständen verlassen werde, aber zum Schein muß ich einen harmlosen Grund dafür angeben." — Er setzte sich an den Tisch und schrieb folgende Antwort:

„Geehrter Herr! Soeben erhielt ich Ihr wertes Schreiben, das mich sehr überrascht hat. Ich kenne Herrn Danby allerdings und hege ein gewisses Interesse für ihn. Aus diesem Grunde würde ich gern bereit sein, Ihrem Wunsche zu entsprechen, wäre ich nicht durch die Krankheit meiner Tochter verhindert, das Haus zu verlassen. Hingegen könnten Sie es vielleicht ermöglichen, hierherzukommen, doch glaube ich kaum, Ihnen irgendwelche Auskunft von Belang geben zu können, da ich Herrn Danby seit drei Wochen nicht gesehen habe.

Ihr ergebener F. Stilton."

(Fortsetzung folgt.)

Die Widerspenstige.

Novelle von E. Hainberg.

„Huh, ist das kalt draußen," sprach der, an einem rauhen Februartage in die Gesindestube des Gutshofes tretende Postbote, indem er sich in der Nähe des heiße Glut ausstrahlenden Ofens niederließ.

„Kalt?" entgegnete das hübsche Stubenmädchen, einen koketten Blick auf den Ankömmling werfend.

Dieser, ein stattliches junges Blut, erwidert den Blick und wirft dem Mädchen eine Kußhand zu.

„Kalt?" wiederholt sie, „und doch hatten wir heute Gewitter."

Der Jünger Stephans zeigt mit erhobenem Finger verständnisvoll nach oben.

Das Mädchen bejaht lachend. „Nach kaum vierteljähriger Ehe!" setzt sie mit noch immer lachendem Gesicht hinzu.

„Christine," sagt warnend die Wirtschafterin, welche bisher mit ihrer Arbeit, dem Aushülsen von Bohnen beschäftigt, anscheinend sich nicht um die beiden bekümmert hatte. „Christine, gute Dienstboten klatschen nicht über die Herrschaft."

„Ach was, klatschen," sagt das hübsche Mädchen, „man kann seine Augen und Ohren doch nicht verschließen und warum soll

man nichts von dem sprechen, was doch alle Welt weiß, daß die Herrschaft unglücklich ist."

„Ja, Gott sei's geklagt. Der Himmel weiß, wie der Herr zu der Frau gekommen ist," sagt nun auch die Wirtschafterin, während ein tiefer Seufzer ihre Brust hebt.

„Nun, schön genug ist sie," verteidigt der Stephansdiener.

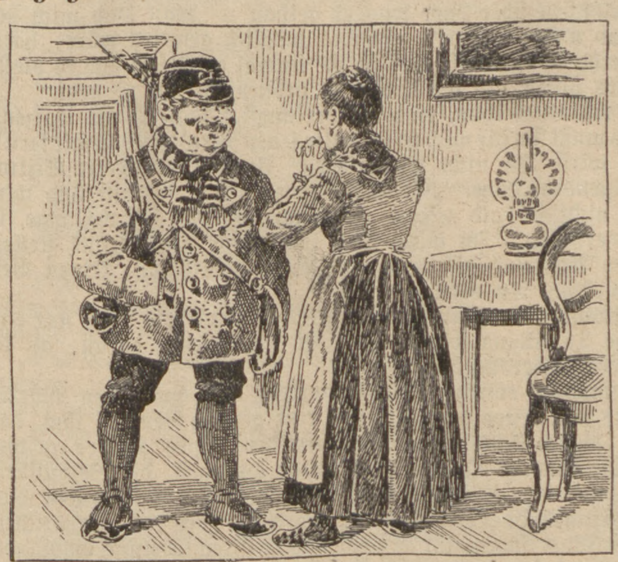
„Was thue ich mit der Schönheit?" ereifert sich die Wirtschafterin, die mit ihrem roten Gesicht kein Urbild der Schönheit ist, „wozu nützt die Schönheit, wenn es hier fehlt?" Sie zeigt dabei auf die Stelle ihres Körpers, wo bei normal angelegten Naturen jene pochende Muskel ihren Sitz zu haben pflegt, die wir Herz nennen und der wir alle edlen Gefühle, welche den Menschen beseelen, zuschreiben. mit dem Brief, den Sie so eilig versteckten, kam es mir gleich nicht geheuer vor, ich glaube er trug die Adresse der gnädigen Frau. Lassen Sie das, sonst sage ich es dem Herrn! Gott sei es geklagt, ich kann auf die Gnädige auch kein Loblied singen," fuhr sie fort, „aber ausspionieren oder verklatschen lasse ich sie noch lange nicht. Erstens ziemt es sich nicht für einen ehrlichen Dienstboten, und dann ist mir der Herr, den ich schon seit seinen Kinderjahren kenne, auch viel zu lieb, um sein Unglück in aller Leute Mund zu bringen."

Der Postbote erhob sich, legte einige Briefschaften auf den Tisch und machte Anstalt, das Zimmer zu verlassen. Christine stand ebenfalls auf, nahm die Briefe, indem sie sagte, sie wolle sie in des Herrn Zimmer legen, und ging mit dem jungen Beamten zugleich hinaus.

Ein seltenes Jagdglück.



„Also abgemacht, Herr Speckle, Sie gehen morgen auf die Wildschweinjagd mit, Sie dürfen ja nicht fehlen, wenn es gilt, den Schwarzkitteln eins am Zeuge zu flicken! Ich wünsche Ihnen angenehme Ruhe und Waidmannsheil!"



„Behüt Dich Gott, liebes Männchen, und sei mir ja recht vorsichtig heute, damit Dir nichts passiert, die Wildschweine sollen sehr gefährliche Tiere sein! Ich vergehe beinahe aus Angst um Dich."



„Dies Herr Speckle, ist Ihr Stand. Hier wurde vor zwei Jahren ein Hauptschwein geschossen, passen Sie deshalb ja recht auf und schießen Sie nicht zu früh!"



„Herr des Himmels! Vier Stück auf einmal, da schieße, wer Lust hat, ich bringe meine Haut in Sicherheit."

(Schluß auf letzter Seite.)

„So hat sie ihren Mann nicht aus Liebe geheiratet?" erkundigt sich der Briefspender.

„Die und Liebe!" — Die Wirtschafterin sprach dies in einem absprechenden, wegwerfenden Tone. „Um das Geld des Herrn war es ihr zu thun, eine reiche Frau wollte sie werden!"

„Zu Hause nemlich, bei der Mutter der jungen Frau, soll es trotz des adeligen Namens, zuweilen etwas kurz hergegangen sein," fiel Christine ein.

„Wovon wollen Sie das wissen, Christine? Die gnädige Frau von Hirschfeld wohnt ja so weit weg von hier."

Das Mädchen wurde feuerrot, „man hat so seine Quellen," sagte es dann.

„Christine, Sie spionieren," sagte die Wirtschafterin. „Neulich

„Schwatzhafte, kokette Person!" zürnte die Wirtschafterin hinter ihr her. — Es war ja wahr, die junge Frau benahm sich nicht, wie sie sollte. Sie mochte wohl ein verwöhntes Kind von Haus aus sein, das zu nichts Ernstem angehalten war. Spiel und Tanz, schöne Kleider tragen und sich von den Herren schön thun lassen, das war ja wohl so die Hauptsache für sie. Damit stimmte nun aber der Herr nicht überein. Der war es von seiner Mutter und Großmutter her gewohnt, daß die Frauen in der Wirtschaft tüchtig mit eingreifen, sich nicht blos gute Tage machen und ein Schlaraffenleben führen. Das verlangte er nun auch von der jungen Gnädigen. Ja, Prosit Mahlzeit! Die und arbeiten! Sich schön herausputzen, Ausfahren, Reiten, Besuche empfangen und entgegnen, Gesellschaften geben, das wollte sie! Vom Reiten aber wollte der



Henninges von Treffenfeld überbringt dem Großen Kurfürsten die in dem Feldzuge von 1679 erbeuteten schwedischen Fahnen. (Mit Text.)
(Nach dem letzten Gemälde G. Bleibtreus.)

Herr nichts wissen. Er brauche seine Pferde auf dem Acker, ein Damenpferd könne er nicht halten, es sei denn, daß sie damit nach den Feldern reiten, die Arbeiter beaufsichtigen und anweisen wolle, so daß er einen Verwalter spare. Die vielen Besuche, die brächten Unruhe ins Haus und hinderten an der notwendigen Arbeit.

Da war denn die junge Frau außer sich geraten, hatte mit den kleinen Füßen den Boden gestampft, den Herrn einen Tyrannen, einen Bauern genannt, der nur für seinen Acker lebe und von vornehmer Lebensart keine Idee habe.

Darauf hatte der Herr ruhig das Zimmer verlassen und nur gesagt, wenn sie ruhiger und vernünftiger geworden sei, dann wollten sie weiter mit einander reden; bis dahin werde es wohl das beste sein, wenn sie sich selbst überlassen bleibe. Dann hatte der Herr sich weiter nicht um sie bekümmert, bis sie kam und gute Worte gab. Das hatte auch ziemlich lange gedauert, denn ihr Hochmut konnte sich nicht darein finden, das erste, gute Wort zu sprechen. Sie hatte sich aber doch schließlich dazu bequemen müssen, denn die Einsamkeit war ihr unerträglich geworden, sie mußte jemand haben, mit dem sie plaudern und lachen konnte. Beides verstand sie auch vortrefflich, so daß sie den Herrn bald wieder auf ihrer Seite hatte und er freundlich und gut mit ihr war. Nur wenn sie mit ihren kostspieligen Einfällen kam, blieb er fest und unerbittlich, ließ sie schelten, mit den Füßen stampfen und weinen, ohne sich scheinbar etwas daraus zu machen. Im stillen aber zürnte und grämte er sich doch, das sah man an seinen düster blickenden Augen und seiner gefurchten Stirn.

Oben, in ihren kleinen, mit vielen Stickereien und allerhand unnützem Tand ausgestatteten Boudoir, saß die junge Frau Ehrenfeld. Der Ausdruck ihres Gesichts paßte so gar nicht in diese Umgebung voll koketten Luxusses, denn es war tief gerötet, die Augen geschwollen von erst kürzlich vergossenen Thränen und der Ausdruck von Zorn und Entbehrung stand noch deutlich lesbar in ihren Zügen.

Ja, die Leute hatten recht, wenn sie die Ehe des jungen Paares eine unglückliche nannten. Die junge Frau war mit den hochgespanntesten Erwartungen in die Ehe getreten. Jetzt würden ihr ja, als der Gattin eines wohlhabenden Mannes, all die Genüsse zu Gebote stehen, die sie bisher im Hause der Mutter, der dürftigen Verhältnisse halber, hatte entbehren müssen.

Von einer weltlich gesinnten Mutter nur an ein Leben voll eitlen Tandes und schaler Genüsse gewöhnt, glaubte sie dies nun in noch weiterem Umfange als Frau fortsetzen zu können. Aber wie hatte sie sich getäuscht. Der vormals so galante Bräutigam, der jedem Wunsch seiner jungen, schönen Braut auf das bereitwilligste entgegenkam, entpuppte sich nun mit einemmale als ein sehr willensfester, durchaus nicht nachgiebiger Ehemann, wo es sich um Dinge handelte, die seiner Meinung nach sehr überflüssig waren.

Einen Tyrannen nannte ihn die junge Frau bei sich selbst, der seiner Frau nicht das kleinste Vergnügen gönne. Arbeitend sollte sie ihr Leben nützlich hinbringen. Vergnügen dürften nur eine Ausnahme sein, eine Erholung nach strenger Pflichterfüllung, meinte er. Arbeiten! Wie eine Wirtschafterin sich um die Milchkannen, die Butterverwertung bekümmern! Sie, ein Fräulein von Hirschfeld! Wenn das ihre Freundinnen wüßten! Hatte sie etwa deshalb geheiratet, um nun, wie um das liebe Brot zu arbeiten? Das hätte sie auch zu Hause thun können. Da hätte es doch noch Zweck gehabt, denn die Mutter, die früh Witwe geworden und mit der Rente eines nicht allzu großen Vermögens auskommen mußte, hätte eine Ersparnis wohl willkommen heißen können. Aber jetzt, als Frau eines reichen Mannes? Nein, nein, sie würde es nicht thun, würde seinen ungebührlichen Forderungen einen steten Protest entgegensetzen! Jedoch, was würde es ihr helfen? War sie nicht stets bei solchem Zwist die Unterliegende gewesen? Und hatte sie nicht wieder ein glänzendes Beispiel erhalten? Was half ihr alles Opponieren, Trotzen und Schmollen, an ihrem Manne gleitete alles ab. Mit eiserner Ruhe setzte er sein Veto dagegen. Und dabei blieb es. Zum erstenmale hatte sie einen Willen kennen gelernt, der sich dem ihren entgegensetzte und gegen den sie machtlos war.

Sie hatte es sich so schön ausgedacht, mit allen Farben einer lebhaften Phantasie es sich ausgemalt, wie die Nah- und Fernerstehenden sie bewundern, wie man ihr Schmeicheleien sagen und ihr danken würde! — Sie wollte nämlich einen Ball geben. Die Familien der benachbarten Landwirte, einige Beamte der Kreisstadt mit ihren Damen und die Offiziere der nahen Garnison sollten geladen werden. Und wie schön hatte sie das alte Haus dabei ausstatten wollen. Die Festräume, Treppen und Korridore sollten mit Blumen- und Pflanzengruppen dekoriert werden. Einige Stoffdraperien würden helfen, die kahlen Wände zu schmücken; Treppen und Korridore würden bei dieser Gelegenheit auch hübsche, weiche Läufer erhalten; das „Bäuerische,“ was dem ganzen Hause noch anhaftete, würde dann etwas verschwinden. Ja, es sollte schön werden, man sollte sehen, daß mit der jungen Herrin ein anderer Geist in das alte Haus eingezogen war.

Das hatte sie sich nun alles schön ausgemalt, aber leider den Plan ohne ihren Herrn und Gebieter gemacht. Bisher hatte sie diese Pläne nur in ihren geheimsten, stillen Träumen genährt. Nur vorsichtig, nach und nach sollten sie dem „Gestrengen“ zur Bewilligung der nötigen Mittel unterbreitet werden. Demgemäß hatte sie bereits mehrfache Andeutungen fallen lassen, wie hübsch es sein würde, die ungebrauchten Räume einmal festlich belebt zu sehen, auch wohl von der Notwendigkeit gesprochen, einmal eine größere Zahl Gäste bei sich zu empfangen, und den „Gestrengen“ dabei ihren lieben, guten Fritz genannt. Der Gestrenge hatte gelächelt, sich wohlgefällig den blonden, vollen Bart gestrichen, aber durchaus nichts gemerkt. Nun mußte sie endlich doch deutlicher werden und mit der Sprache heraus rücken.

Die Augen, mit denen er sie angesehen! Einen Ball wollte sie geben? Ob sie sich denn eine Vorstellung mache, was das kosten würde? Seine Mutter habe dergleichen Wünsche nie gehabt. Aber sie sei eine tüchtige Hausfrau gewesen, welche die Mägde beaufsichtigt und selbst mit Hand angelegt habe; dabei sei das Haus in der besten Verfassung gewesen. Einen Ball zu geben sei ihr nicht eingefallen, auch den übrigen Gutsnachbarn nicht. Zum Erntefest, wenn es ein gutes Jahr gewesen, dann würde von allen Seiten eingeladen, auch getanzt würde dann, aber nicht drinnen im geschlossenen Saal, sondern draußen auf einem freien Platz, oder auf der Tenne. Das sei von alters her Brauch und so solle es bleiben. Von den vornehmen Manieren wolle er nichts wissen, sein Haus solle einfach bleiben, auf fleißiges Schaffen gegründet; darin beruhe der Segen und das Glück für den Einzelnen sowie für das Ganze. Ein Haus müsse nicht nur auf festen Grund gebaut sein, sondern es müsse auch vor Schaden bewahrt und in gutem Stand erhalten werden, wenn es nicht einstürzen solle; das gelte sowohl im bildlichen, wie in außerbildlichem Sinne.

Lautlos hatte sie die lange Rede angehört, dann aber war sie aufgesprungen mit zornglühendem Gesichtchen und sprühenden Augen. Sie war schön, hinreißend schön in diesem Augenblick, das mußte sich auch der Mann gestehen, trotzdem er einen gelinden Abscheu empfand vor ihrer maßlosen Leidenschaftlichkeit, um solch unwürdiger Dinge halber.

„Bin ich dazu erzogen, habe ich deshalb geheiratet, um nun von allem, was dem Leben Reiz giebt, ausgeschlossen zu sein?“

„Ich denke,“ gab er mit unverwüstlicher Ruhe zurück, „Du hast mich geheiratet, weil Du mich liebtest.“

Sie umging die indirekte Frage. „Ich hätte Dich aber nicht geheiratet, wenn ich gewußt hätte, daß Du mir jeden billigen Wunsch versagen und mich halten würdest wie eine Magd,“ rief sie außer sich.

Jetzt stieg auch ihm das Blut zu Kopfe. „Wann hätte ich Dir einen billigen Wunsch versagt, oder Dich gehalten wie eine Magd? Hältst Du solch kostspielige Vergnügungen wie „einen Ball geben,“ für einen billigen Wunsch, oder erniedrigt sich die Hausfrau zu Magddiensten, wenn sie nach dem Rechten sieht, die Oberaufsicht führt und auch selbst zuweilen mit Hand anlegt?“

„Ich sehe,“ fuhr er fort, sich zur Ruhe zwingend, „Du bist in falschen Begriffen erzogen und wohl weniger verantwortlich, als Deine Erzieherin — Deine Mutter.“

„Schmähe meine Mutter nicht,“ brauste sie wieder auf. „Sie hat mir nie einen Wunsch abgeschlagen, sie hat mich erzogen für die Anforderungen unseres Standes und that, was sie konnte, mit Aufbietung all ihrer Mittel, um mir Vergnügen zu bereiten.“

„Mir will scheinen, sie hätte darin etwas zu viel gethan.“

„Was, hätte ich auch meine Mädchenjahre nicht genießen sollen? Meine Mutter hat bei ihrer Erziehung auch sicher eine andere Zukunft für ihre Tochter im Auge gehabt, als sie mir jetzt zu teil wird.“ Sie schlug beide Hände vor das Gesicht und weinte.

Trotz seines Aergers und seines beleidigten Mannesstolzes that sie ihm doch leid. Sie war ja ein Kind und grämte sich wie ein Kind um Kindereien und eingebildetes Leiden. Er hätte sie ja auf den Händen tragen mögen, ihr jeden Stein aus dem Wege räumen. Aber er verlangte doch auch von seinem Weibe ein thätiges Eingreifen, wie es sich für die Frau eines Landwirts ziemte, nicht eine Zierpuppe wollte er haben, die mit Kleidern nach der neuesten Mode in ihrem Salon saß und allerhand unnütze Dinge anfertigte, anstatt die treue Gefährtin, die Gehilfin ihres Mannes zu sein. Und dann ihre nie zu befriedigende Vergnügungssucht. Wohin sollte das führen, wenn er ihr nachgab?

Aber hatte er es denn am Ende bei seiner Wahl nicht zu leicht genommen? Er wußte ja von ihrer Mädchenzeit her, wie sehr sie ein Kind der müßigen, vornehmen Welt war. Er aber hatte gedacht: Als Frau, als glückliche Frau — und glücklich wollte er sie machen — würde sie von selbst davon abstehen. Ihr Haus würde dann ihr Glück, ihr Gatte ihre Welt sein! Aber statt des Glückes war der Unfriede in das Haus gekommen.

Doch durfte er ihr nachgeben, die alt hergebrachte Tradition seines Hauses, nach welcher auch die Frauen seines Geschlechts die

Arbeit respektiert und hoch gehalten hatten, als der alleinige Grundlage echter und wahrer Zufriedenheit, durfte er die fallen lassen? Nein, durch die Arbeit, durch redliches Schaffen war der sichere Grund erworben, auf dem das Haus stand, die Arbeit sollte weiter daran bauen und den Grund befestigen. Nicht durch Laxheit sollte es morsch werden. Ein energischer Zug legte sich um seinen Mund, trotzdem beugte er sich nieder zu der Frau, die ihr thränendes Gesicht in die Kissen des Divans gedrückt hatte. „Isa," sprach er weich und strich liebkosend über das glänzende braune Haar, „Isa, sei nicht kindisch, sei meine vernünftige, kleine Frau."

Sie aber fuhr wild empor. „Laß mich! Ich will nichts von Dir wissen, der Du mir den kleinsten Wunsch versagst. Du hast nur kleinliche Ansichten und keinen Sinn für Vornehmheit! — O Gott, wie bin ich unglücklich!"

Einen Augenblick sah er sie mit großen, weit geöffneten Augen an, dann verließ er ruhigen, festen Schrittes das Zimmer, ohne ein Wort, oder auch nur einen Blick nach der aufs neue aufschluchzenden Frau zu werfen.

(Schluß folgt.)

Telegraphen in alter Zeit.

Die allerälteste Telegraphie, die optische, durch Signale gegebene, datiert, soweit man historisch nachweisen kann, aus dem Jahre 1180 vor Christo. Zu der Zeit haben die Griechen nach zehnjähriger Belagerung die Stadt Troja erobert und ihr Oberfeldherr Agamemnon hat seiner Gattin Klytämnestra die große Siegesbotschaft durch optische Telegraphie zugesandt. Die Depesche wurde in der Nacht durch Feuersignale befördert, die auf den Bergen zwischen der Küste Kleinasiens, wo Troja lag, und der Stadt Mycenä in Griechenland, wo Agamemnon Residenz war, fortgesetzt wurden.

Aus dem damaligen sehr einfachen Signal entwickelten die Griechen später, und nach ihnen die Römer ebenfalls, ein System, um Worte und Sätze in die Ferne senden zu können. Sie benutzten Feuertöpfe, sogenannte Leuchtkessel, hingen dieselben an Pfähle in drei Reihen auf, und nachdem der rechte, der mittlere oder linke die Lichter trug, galten die am letztern befindlichen für die acht erster, die am mittleren für die acht zweiten, die am rechten Pfahl hängenden für die acht letzten Buchstaben des Alphabets.

Die Zahl der Lichter entsprach der Reihenfolge der Buchstaben, z. B. bedeuteten drei Lichter am rechten Pfahl den dritten Buchstaben, sechs Lichter am mittleren den vierzehnten u. s. w. Es war dies System zwar sinnreich erdacht, aber dennoch sehr umständlich und schwierig, denn die Signale konnten nur auf bescheidene Distanzen wirken, weil man noch keine Fernrohre kannte.

So oder ähnlich werden auch die Juden in der ältesten Zeit telegraphiert haben. Bekannt ist, daß sie von Jerusalem nach Babylon in Fernschrift korrespondierten, also gegen 170 Meilen weit schnelle Botschaft senden konnten, ja daß sie später Einrichtungen besaßen, um durch die ganze große assyrische Monarchie, in welcher Angehörige ihres Stammes lebten, Nachrichten zu verbreiten.

Man hatte im Altertum neben den optischen auch akustische Telegraphen. Aber die Glocken, die Trompeten, oder was man sonst an weittönenden Instrumenten in Anwendung brachte, reichten mit ihrem Schall nur auf kurze Strecken und waren je nach Wind und Wetter sehr schlecht vernehmbar, also zur Wirkung in die Ferne höchst unzuverlässig. Der Hör-Telegraph hatte eigentlich nur Wert im Kriege als Förderer der Kommandos, oder im Frieden für den Ruf zur Andacht, den Weckruf zur Hilfe und die sonstigen, den Glocken aller Art zufallenden Aufgaben.

Die Signal-Telegraphie erfuhr eine Vereinfachung und Vervollkommnung durch die Erfindung des Fernrohrs, die zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts ihre Entstehung einem sonderbaren Zufall verdankte. Der Brillenmacher Hans Lippershey zu Middelburg in Holland saß arbeitend in seiner Werkstatt, sein kleiner Sohn spielte mit des Vaters geschliffenen Gläsern und praktizierte in ein ihm zur Hand liegendes Blasrohr an beiden Enden ein rundes Brillenglas. Nachdem der Vater dem kleinen Schlingel das Rohr scheltend aus der Hand genommen, blickte er, überlegend, wie er die Gläser rettete, durch die Röhre und nahm zu seinem Erstaunen wahr, daß die Fenstersprosse, auf welche das Rohr gerichtet war, seinem Auge viel näher erschien. Der brave Brillenmacher konnte die Tragweite seiner Entdeckung nicht ermessen, hatte aber von ihrer Bedeutung doch so viel Begriff, daß er den Vorfall in einem Zeitungsblatte zur öffentlichen Kenntniß brachte.

So erfuhr Galilei, damals in Padua, von der Erfindung, und dieser große Gelehrte brachte des schlichten Holländers zufällige Entdeckung zur Anwendung und machte das erste brauchbare Fernrohr.

Seitdem dies wichtige Instrument bestand, konnten nicht nur die Stationen von einem Signal zum andern bedeutend weiter auseinander gerückt werden, man kam auch in die Lage, die Zeichen sehr zu vereinfachen, statt der Leuchtkessel und Fackeln für den Gebrauch bei Tageslicht Flaggen anzuwenden und dergleichen mehr.

Trotz alledem währte es noch anderthalb Jahrhunderte, ehe eine solche Vervollkommnung erzielt wurde, daß ein für alle Fälle brauchbares System optischer Telegraphen zur Ausführung gelangte.

Nachdem drei Gelehrte, ein Spanier, ein Franzose und ein Deutscher, jeder für sich, längere Zeit an der Ausarbeitung eines Telegraphensystems studiert hatten, brachte der Ingenieur und Geograph Chappe in Paris die Lösung der Aufgabe zu stande, und sie gelang ihm so vorzüglich, daß die damalige revolutionäre Regierung, der Konvent, die Ausführung befahl. Am 25. Juli 1793 erfolgte der Beschluß, man erbaute dann die erste Telegraphenlinie binnen Jahresfrist von Paris nach Lille, errichtete auf dem 40 Meilen langen Wege 16 Stationen und verausgabte dafür 96,000 Franks.

Der Telegraph des Ingenieurs Chappe wurde auf eigens errichteten Türmen an hohen Punkten so aufgestellt, daß seine, die oberste Spitze bildenden Signale frei in der Luft sichtbar waren. Die Tragweite eines guten Fernrohrs bestimmte den Zwischenraum der Stationen. Das signalisirende Instrument bestand aus einer hohen Eisenstange mit einem Querbalken und zwei daran befestigten Flügeln, die sich wie der Querbalke, um eine eiserne Axe bewegten. Ein einfacher Mechanismus im Observatorium gestattete, aus dem Signalapparat alle möglichen Figuren zu bilden, ausreichend für das kleine und große Alphabet, sowie für die Interpunktionszeichen und die Ziffern von Eins bis Neun und Null.

Es wurde nun an der Abgangsstation mit den Signalen buchstabierend begonnen; der erste Telegraphist gab das Zeichen, der zweite beobachtete durchs Fernrohr, ob der Nachbar die Figur kopiert habe (so lange blieb das Zeichen stehen) und notierte dann die Figur in seinem Buche. War die Fortpflanzung des Zeichens geschehen, so kam das folgende und war ein Wort abtelegraphiert, so gab ein besonderes Merkmal Kunde davon. Mit einiger Uebung ging die Prozedur fast eben so schnell, wie die Arbeit eines Schönschreibers. Es mußten nur auf allen Observatorien mehrere Leute zur Hand sein, welche durchs Fernrohr beständig auf den Nachbartelegraphen achteten und von Zeit zu Zeit abgelöst wurden.

Als die Linie von Lille nach Paris kaum beendet war, konnte der Erfinder schon eine wichtige Botschaft, die Eroberung der Stadt Conde im Departement Nord, an den Nationalkonvent berichten. Der Telegraph brachte diese Siegesnachricht über den 40 Meilen weiten Weg in zwanzig Minuten.

Ungeheuer war der Jubel in Paris; die Mitglieder der Regierung beschlossen sofort, dem Erfinder eine sehr ansehnliche Belohnung zu geben, wenn er seine Methode bekannt machen wolle, aber Chappe behielt sein Geheimnis für sich. Es wurde erst mehrere Jahre später bekannt und zwar dadurch, daß man beim Sturze Robespierres in den Papieren des Diktators die genaue Beschreibung des Apparats, der Zeichen 2c. vorfand.

Als nun die andern Regierungen von dem optischen Telegraphen Gebrauch machten, entstanden allmählich in allen Staaten Telegraphentürme und Signalapparate. Bis zum Anfang der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts wurde noch optisch telegraphiert, dann verdrängte der von Sömmering, Gauß, Weber 2c. erfundene elektrische Telegraph den optischen und der elektrische hat in dreißig Jahren den ganzen Erdball umspannt und gestattet jedermann die Benutzung, die beim optischen ein ausschließliches Vorrecht der Regierung war.

W. Kaulen.



Der Marktplatz in Düsseldorf. Düsseldorf, die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirkes in der preußischen Provinz Rheinland, ehemals Herzogtum Berg, liegt in einer herrlichen, fruchtbaren Ebene am rechten Ufer des Rheins und an der Mündung der Düssel und zählt gegenwärtig 115,000 Einwohner. Die Stadt hat elf öffentliche Plätze und zwar den Karls-, den Friedrichs-, den Burgplatz, den Schwanenmarkt mit dem Springbrunnen, den Königs-, den Alexander-, den Maxplatz mit der im Jahre 1873 errichteten Mariensäule, den Kirchplatz mit Fontäne, den Corneliusplatz mit dem Denkmal Cornelius und dem monumentalen Springbrunnen, den Schadowplatz mit dem Denkmal Schadows und schließlich den Alten Markt, den wir heute im Bilde bringen, und der seit 1711 mit der kolossalen bronzenen Reiterstatue des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, dem die Stadt ihr Emporkommen verdankt, geziert ist. Auf diesem Platze erhebt sich auch das Akademie-Gebäude, das alte Theater und das im Jahre 1567 erbaute Rathaus.

K. St.

Henninges von Treffenfeld überbringt dem Großen Kurfürsten die in dem Feldzuge von 1779 erbeuteten schwedischen Fahnen. Als Ludwig XIV. von Frankreich 1672 in das Reich einfiel, war Friedrich Wilhelm von Brandenburg, genannt der große Kurfürst, der einzige Fürst, der für die Unabhängigkeit Deutschlands am Rhein die Waffen erhob. Infolgedessen veranlaßte Frankreich, um sich von den brandenburgischen Truppen zu befreien, die Schweden zu einem Einfall in die Marken. Der Kurfürst erfocht über sie den Sieg bei Fehrbellin (18. Juni 1675) und brachte ihnen eine solche Niederlage bei, daß das feindliche Heer in ungesäumter Flucht seine Staaten räumte. Während

der Kaiser die Schweden in den Reichsbann that, schlossen der Große Kurfürst und der König Christian V. von Dänemark noch am Ende des Jahres 1676 einen neuen gegen Schweden gerichteten Bund, und setzten, während man in Nymwegen ernstlich unterhandelte, den Krieg so eifrig fort, daß 1678 alle deutschen Länder der Schweden in ihrer oder ihrer Verbündeten Gewalt waren. Auch erhielt der Kurfürst gerade in dem Augenblicke, als die Franzosen um den Beginn des Jahres 1679 in seinen westfälischen Besitzungen zwar langsam, aber systematisch vorrückten, und durch eine Heeresabteilung dem Könige von Dänemark Oldenburg und Delmenhorst wegzunehmen trachteten, noch einmal Gelegenheit, zu beweisen, daß er und das von ihm gebildete Heer dem schwedischen Heere und dessen Anführern ebenso überlegen sei, als die Schweden unter Karl X. den Dänen überlegen gewesen waren. Es waren nämlich, während der Kurfürst nach der Eroberung von Stettin, Greifswalde und Stralsund sich im sicheren Besitze von ganz Pommern glaubte, 16,000 Schweden aus Liefland in Preußen eingefallen und bis nach Insterburg vorgedrungen. Der Kurfürst befand sich zwar, als er im Dezember 1678 diese Nachricht erhielt, weit von Preußen entfernt in Westfalen, und kränkelte noch dazu; allein er besann sich keinen Augenblick, trotz der härtesten Kälte, und obgleich gerade damals die Franzosen ganz Cleve besetzten, sogleich gegen die Schweden aufzubrechen. Im Anfange des Jahres 1679 brach der Kurfürst mit einem auserlesenen Heere von nicht ganz 40,000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern auf, und marschierte während einer gräßlichen Kälte mit solcher Eile, daß er täglich sechs bis sieben Meilen und am letzten Tage sogar zwölf Meilen zurücklegte. Die Schweden zogen sich zurück, wobei sie durch Kälte und Ermüdung, sowie durch Kämpfe mit den Bauern mehrere tausend Mann verloren. Der Kurfürst ließ von weit und breit her Schlitten zusammenbringen und auf denselben sein Fußvolk über das zugefrorene frische Haff nach Königsberg fahren. Er holte die Schweden, nachdem dieselben schon durch die vorausgeschickten Truppen in der Nähe von Tilsit geschlagen worden waren, auf ihrem Rückzuge nach Liefland bei dem eine halbe Meile von Tilsit entfernten Dorfe Splitter ein, brachte ihnen eine völlige Niederlage bei und verfolgte sie dann noch bis Bauske, acht Meilen von Riga. Ihr Anführer Horn wurde gefangen, und von 16,000 Mann kamen höchstens 1500 nach Riga zurück. Bei Bauske überbrachte Henninges von Treffenfeld dem Großen Kurfürsten die den Schweden abgenommenen Fahnen und Standarten, was unser heutiges Bild — nach dem letzten Gemälde des genialen Schlachtenmalers G. Bleibtreu gezeichnet — veranschaulicht. Nach erfolglosen Verhandlungen mit Ludwig XIV. und ebenso erfolglosen Vorstellungen bei dem Kaiser mußte er endlich, da die Franzosen 30,000 Mann stark in das Herzogtum Cleve einrückten, der Notwendigkeit weichen und in den Frieden von St.-Germain-en-Laye (29. Juni 1679) einwilligen, dem zufolge er alle Eroberungen an Schweden herausgab, dagegen außer 300,000 Kronenthalern Entschädigungen von Frankreich, die wenigen Oerter und Zölle erhielt, welche Schweden seit 1648 in Hinterpommern besessen hatte. — Der Kurfürst hegte über das Fehlschlagen seiner Hoffnungen und Pläne namentlich gegen den Kaiser bittern Unmut. St.

Ein seltenes Jagdglück. (Schluß.)



„Heiliger Hubertus! Stehe mir bei, jetzt bin ich verloren!"



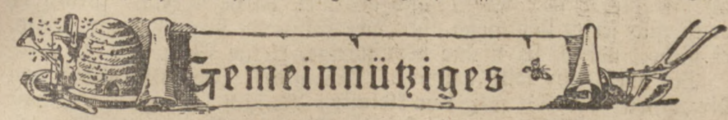
„Alle Wetter, Herr Speckle, wer hätte das gedacht, daß Sie uns heute alle ausstechen und das einzige Wild zur Strecke liefern würden? Gratuliere Ihnen zu dem glücklichen Fall."



Der Zweck davon. Feldwebel: „Warum darf ein Soldat in der Schlacht niemals den Kopf verlieren?" — Rekrut: „Weil er sonst nichts hat, um seinen Helm darauf zu setzen."

Im Hochgebirge. A.: „Führer g'fällig?" — B.: „Geübte Touristen treffen den Weg schon selber." — A.: „Ich will weiter nix g'sagt hab'n, ich mein' nur, ein Führer vorher is allerweil billiger, als ein Träger nachher."

Als der Schauspieler Kean im Februar 1827 zum erstenmale wieder in dem Drurylane-Theater zu London auftrat, wurde einem Manne Namens Davis im Gedränge seine Brieftasche gestohlen, in welcher einiges Geld, Briefschaften u. dergl. sich befanden. Sonnabend darauf erhielt der Mann die Wechsel nebst folgendem schön geschriebenem Brief: „Mein Herr! Unter dem Gedränge von Menschen, die Kean sehen wollten, haben Sie Ihre Papiere verloren. Hier sind sie, ich habe sie nicht, wie andere meines Gewerbes thun, ins Feuer geworfen. Obwohl ein Dieb, habe ich doch noch einiges Ehrgefühl und kann nicht dulden, wenn ein Handelsmann oder Handwerker gekränkt wird. In der Folge, mein Herr, werden Sie vorsichtiger sein, und wenn Sie nach öffentlichen Orten gehen, Ihre Wechsel u. dergl. zu Hause lassen. St.



Stoffe zum Nestbau der Kanarienvögel. Das billigste und beste Nestmaterial für Kanarienvögel stellt man aus Leinwand her. Ein Stück weiße, alte, grobe, am besten hausgesponnene Leinwand schneidet man in viereckige Stückchen, 3—4 Centimeter Länge und Breite und zieht dann die einzelnen Fäden nacheinander heraus. Lange Fäden sind zum Nestbau unpraktisch, da die Vögel leicht mit ihren Zehen in denselben hängen bleiben und das Nest dadurch beschädigen.

Torfmull als Schutz von Frühsaaten. Dieser wird als bewährtes und dabei billiges Mittel zum Schutze der Frühsaaten im Freien empfohlen. Derselbe wird zerkleinert und dünn über die Saaten gebreitet.

Schuhwerk zu konservieren, reibe man Sohlen und Absätze, so lange sie neu oder möglichst unabgenutzt sind, tüchtig mit Firniß ein und wiederhole diese Imprägnierung in halbtägigen Zwischenräumen 8—10 Mal und zwar bei trockenem Leder. Dasselbe saugt den Firniß leicht auf, der an der Luft verharzt und das Sohlenleder widerstandsfähig gegen Nässe macht. Die Sohlen bleiben elastisch. So behandeltes Sohlenleder soll doppelt so lange halten als ungefirnißtes.

Dreisilbige Charade.

Die beiden ersten zeigen dir wohl an,
Wenn man die Arbeit frisch beginnen kann.
Die letzte findest du zu and'rer Zeit,
Sie ist von dir entfernt sehr weit,
Und willst du in den Garten geh'n,
Kannst gleich das Ganze als Blume seh'n.

Emil Friedrichs.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung.

R
B ö e
M o n g e
R ö n t g e n
H e g e l
N e y
n

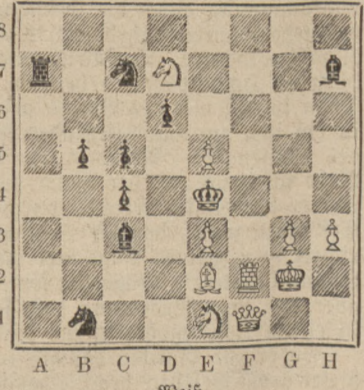
Schachlösungen:

Nr. 146. K e 6—f 6. etc.
Nr. 147. S f 4—e 2 Th 7—g 7
T b 2—d 2 S Beliebig.
S e 2—c 3 d 4—c 3:
d 3—d 4 † etc.

Problem Nr. 148.

Von C. Bayer.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 4 Zügen.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.